



Kaum Platz für kranke Kinder

Notstand in der Jugendpsychiatrie Minderjährige müssen Monate auf therapeutische Hilfe warten, viele werden abgewiesen. In einer nationalen Umfrage sprechen vier von fünf Fachleuten von einer Unterversorgung – die auch sie selbst belastet.

Simone Rau und
Roland Gamp (Text),
Benjamin Güdel (Illustration)

Je länger die Pandemie dauert, desto schlechter geht es Nathalie. Die Jugendliche gerät immer tiefer in eine Magersucht hinein. Und beginnt irgendwann, sich selbst zu verletzen. «Im Dezember 2020 war klar, dass sie einen Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik braucht», sagt ihre Psychotherapeutin Barbara Widmer. «Aber alle stationären Angebote waren voll, und es gab lange Wartelisten.»

Erst im Juni 2021 findet ein Vorgespräch statt. «Das muss man sich einmal bei einer körperlichen Krankheit vorstellen», sagt Widmer. «Sie gehen ins Spital und dann heisst es: Kommen sie in sechs Monaten wieder.» Nathalie habe man schliesslich einen Behandlungsplatz im September angeboten. «Da sagte sie mir: So lange lebe ich nicht mehr. Ich tue mir vorher etwas an.»

Für 78 Prozent ist das Angebot viel zu gering

Nathalie heisst in Wirklichkeit anders. Sie steht für unzählige Kinder und Jugendliche, die in Zeiten von Corona nicht zeitnah psychiatrisch oder psychologisch behandelt werden können – obwohl sie oft schwere mentale Krisen durchmachen. Seit Monaten warnen Fachleute vor einer Zunahme der Patienten und vor Versorgungsengpässen durch die Pandemie. Doch erst jetzt zeigt eine schweizweite Umfrage das Ausmass der Krise.

Bereits vor Corona schätzten 38 Prozent der Befragten das

vorhandene Behandlungsangebot für psychisch kranke Kinder und Jugendliche als viel zu gering ein. In der Pandemie stieg diese Quote auf 78 Prozent an.

Durchgeführt wurde die Umfrage im Frühling 2021 von der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie (KJPP) der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich. Diese wird die Ergebnisse nächstens in einer Fachzeitschrift publizieren.

Insgesamt nahmen 454 Psychiaterinnen und Psychologinnen aus der ganzen Schweiz teil. Wobei besonders die Antworten auf die letzte offene Frage einen guten Einblick gibt, wie sehr die Situation den Fachleuten zusetzt. So wollten die Autorinnen wissen: «Gibt es noch etwas, das Sie besonders belastet?» Die Teilnehmenden antworteten:

— «Elend zu sehen und niemanden mehr aufnehmen zu können, weil die Praxis voll war/ist.»

— «Die vielen Patientinnen und Patienten, die ich seit Monaten abweisen muss in teilweise akuten Krisen, die auch sonst nirgends mehr einen Behandlungsplatz finden.»

— «Verzweifelte Familien, denen man nicht helfen kann.»

Es sind nur einige Rückmeldungen von vielen, die das Problem verdeutlichen. Wie im Gespräch mit Fachpersonen deutlich wird, fehlen die Ressourcen heute in noch nie da gewesenem Mass, weil die Zahl der therapiebedürftigen Kinder und Jugendlichen durch Corona extrem angestiegen ist.

Während des Lockdown stellten laut Umfrage zwar viele Fachleu-

te einen kurzfristigen Rückgang fest bei den Therapieanfragen. Doch dann nahm der Bedarf stark zu. 83 Prozent gaben an, die Nachfrage nach Behandlungen bei Kindern und Jugendlichen mit psychischen Störungen sei zwischen Januar und März 2021 «höher» oder «viel höher» gewesen als vor der Pandemie. Viele Befragte gaben an, dass sie Kinder und Jugendliche abweisen müssen, die eigentlich in Behandlung gehörten.

«Abgewiesen zu werden, wenn man dringend Hilfe

Über die Umfrage

Die Autorinnen Anna Werling, Renate Drechsler und Susanne Walitza von der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich haben im Frühling 2021 eine schweizweite anonyme Umfrage unter Fachleuten der psychischen Gesundheitsversorgung von Kindern und Jugendlichen durchgeführt. Teilgenommen haben 454 Psychiaterinnen und Psychologinnen, die in kinder- und jugendpsychiatrischen oder psychotherapeutischen Einrichtungen, in Ambulatorien oder freien Praxen arbeiten. Beteiligt an der Studie, die nächstens in einer Fachzeitschrift erscheint, war auch Stephan Eliez, Professor an der Klinik für Psychiatrie der Medizinischen Fakultät der Universität Genf. (red)

braucht, kann zu Enttäuschung, Wut und noch mehr Verzweiflung führen», sagt Susanne Walitza, Direktorin der KJPP und Co-Autorin der Studie. Auch für die Eltern sei es eine riesige



Herausforderung, ihre Kinder leiden zu sehen, während sie Therapeuten «abtelefonieren».

Mit 14 Jahren auf der Station für Erwachsene

Aufgrund der Engpässe in der Kinder- und Jugendpsychiatrie mussten deutlich mehr Jugendliche als bisher in erwachsenenpsychiatrischen Kliniken behandelt werden. Aus Sicht der Autorinnen ist auch das problematisch. «Die Erwachsenenpsychiatrie ist in vielerlei Hinsicht ungeeignet für Jugendliche», sagt Anna Werling, Oberärztin am Ambulatorium in Uster ZH und Leiterin der Studie. «Sie benötigen ein altersgerechtes therapeutisches Setting sowie eine viel engere Betreuung als Erwachsene. Zudem kann es für einen 14-Jährigen unter Umständen belastend sein, wenn er von schwer kranken, etwa psychotischen Erwachsenen umgeben ist, die an Wahnvorstellungen leiden.»

Durch die fehlenden Kapazitäten nehmen die Wartezeiten laufend zu. Zwei Drittel der Befragten gaben an, diese betrage «länger» oder «viel länger» als noch vor Corona. Weitere 12 Prozent mussten die Wartezeit nur deshalb nicht verlängern, weil sie Anpassungen vorgenommen haben. So hätten sie etwa Überstunden gemacht, um so viele Kinder und Jugendliche wie nur möglich zu behandeln.

Das eingangs geschilderte Beispiel von Nathalie ist also bei weitem kein Einzelfall. Rund die Hälfte der befragten Therapeuten gab an, dass bei ihnen die Wartezeiten auf drei Monate oder mehr angewachsen sind. Manche sprechen gar von «12 bis 18 Monaten», bis neue Patienten endlich Hilfe erhielten.

Das sei bedenklich, sagt KJPP-Direktorin Susanne Walitza. «Je früher wir die Diagnose stellen und mit der Behandlung beginnen, desto besser die Prognose.» Dies gelte nicht nur für das kurzfristige Befinden der erkrankten Kinder und Jugendlichen, sagt Walitza. Die Forschung zeige, dass es den Patienten auch fünf Jahre später besser gehe, wenn man zu Beginn der Erkrankung möglichst rasch interveniere.

Gemäss der Umfrage können Notfälle und stationär notwendige Behandlungen zwar meist rasch behandelt werden. Doch alle anderen Patienten müssen noch viel länger warten als bisher. «Die aktuelle Situation zwingt uns, die bereits vor der Pandemie knappen Ressourcen auf die Patienten zu beschränken, die dies akut am meisten benötigen», sagt Oberärztin Werling. Das seien Kinder und Jugendliche mit einer akuten Gefährdung, wie sie beispielsweise bei Suizidgedanken vorliege. Das bedeute auch, dass Kinder mit weniger akut lebensbedrohlichen Störungen sich vielleicht im Verlauf zu Notfällen entwickeln, weil sie nicht rechtzeitig stationär aufgenommen werden könnten.

Eine «konfliktvolle Gratwanderung» mit Maske

Besonders in dieser kritischen Zeit wollen die Psychologen und Psychiaterinnen den Jugendlichen helfen. Doch nun sind viele von ihnen selber am Anschlag. «Vor der Pandemie hatte ich mich sukzessive entlastet, um mir und meiner Familie besser Sorge tragen zu können», schreibt eine Teilnehmerin. Die aktuelle Situation sei eine «konfliktvolle Gratwanderung».

Viele Therapeutinnen und

Therapeuten äussern die Sorge, die Qualität ihrer Behandlung aufgrund der Arbeitsüberlastung nicht aufrechterhalten zu können. Auch die äusseren Bedingungen machten ihnen zu schaffen. «Eine therapiegerechte Kommunikation mit Maske in der Therapie mit Kindern und Jugendlichen ist nicht möglich», schreibt eine Befragte. Viel Kritik gibt es von den Teilnehmenden auch bezüglich Behandlungen am Bildschirm, die durch den Lockdown nötig wurden.

Zwar sind die psychosozialen Fachleute in einem sensiblen Bereich tätig, es geht um die Gesundheit von Minderjährigen. Doch im Vergleich zur Personalsituation in der Pflege war ihre Überlastung durch Corona medial oder politisch bisher kaum ein Thema. Eine Befragte schreibt: «Die Belastungen für die schützenswerteste Gruppe unserer Gesellschaft müssen viel mehr öffentlich thematisiert werden!»

Zwar wurde die Umfrage schon letzten Frühling durchgeführt. Doch viel geschehen ist seither offenbar nicht. «Die Situation scheint noch nicht verbessert», schreiben die Autorinnen in ihrer Studie. Die beschriebenen Auffälligkeiten stellen zudem nur eine Momentaufnahme der letzten eineinhalb Jahre dar. «Was wir hier nicht sehen, sind die psychischen Langzeitfolgen für die Kinder und Jugendlichen», sagt Studienleiterin Werling. «Sie sind aktuell schwierig einschätzbar und bereiten uns grosse Sorgen.»

Nathalie kam schliesslich in einer psychiatrischen Akutstation für Erwachsene unter. Erst von dort aus war es möglich, für sie einen Platz auf einer Station für Jugendliche zu orga-



nisieren. Die lange Wartezeit habe die Krankheit sicherlich verschlimmert, sagt Psychotherapeutin Barbara Widmer. «Vor allem aber kann es nicht sein, dass eine Jugendliche erst einen

angemessenen Platz findet, wenn sie notfallmässig ins Spital oder in eine Akutstation für Erwachsene eingeliefert wird.» Haben Sie selbst psychische Probleme oder kennen Sie

Betroffene? Für Jugendliche ist das Telefon 147 da (www.147.ch) da, Erwachsene kontaktieren die Dargebotene Hand unter der Nummer 143 (www.143.ch).

